

Gott – Geld – Glaube

Harmonie oder Widerstreit?

So sehr ohne Geld im kirchlichen Handeln nichts mehr möglich ist und seine Bedeutung angesichts sinkender Kirchenbeiträge sogar noch steigt, wächst zugleich das Unbehagen am stetigen Vordringen der ökonomischen Kalküle. Denn irgendwie, so spüren es viele Verantwortliche in den Finanzkammern, scheinen Gott und Geld nicht recht zusammenzupassen. Andererseits lässt sich ohne Geld buchstäblich nichts bewegen. Was tun in und mit diesem Spannungsfeld? Alois Halbmayr

Beginnen wir mit einem kleinen Gedankenexperiment: Stellen wir uns einfach einmal vor, es gäbe kein Geld in der Welt. Das wäre bis in die elementarsten Formen unseres Alltagslebens spürbar, wir hätten ein völlig anderes Leben. Wie könnten wir unsere Einkäufe tätigen? Wie unsere Gehälter und Einkünfte verbuchen? Wie Kredite bedienen und Handel betreiben? – Bereits ein Blick in die kleine Alltagswelt zeigt: Ohne Geld ist ein Leben undenkbar, und tatsächlich hat es Geld immer gegeben. Wo Menschen in Austauschprozesse treten, wo Prozesse des Gebens und Nehmens in Gang gesetzt werden, gibt es Geld, auch wenn der Name als solches erst spät auftaucht. Denn Geld hat zuallererst eine ganz einfache und grundlegende Funktion: Tauschprozesse zu ermöglichen und zu vermitteln. Es ist also primär ein Tauschmedium. Die Menschheitsgeschichte zeigt uns, dass vieles als Tauschmittel fungieren konnte: Rinder, Spieße, Amulette, Gold, Zigaretten, es gibt praktisch nichts, was nicht diese Funktion des Tauschmittels übernehmen könnte. Daher ist die kürzeste ökonomische Definition des Geldes: *Money is what money does*. Geld in seiner heutigen Form ist ein sehr abstraktes, weltweit akzeptiertes und universal gültiges Tauschmittel, das selbst keinerlei materiellen Wert mehr besitzen muss.

DREI ÖKONOMISCHE FUNKTIONEN DES GELDES

Neben der grundlegenden Funktion als *Tauschmittel* kennt das Geld noch weitere Funktionen. Es ist zugleich *Recheneinheit* und *Wertaufbewahrungsmittel*. Die Recheneinheit spielt in jeder Transaktion eine wichtige Rolle, auch wenn sie uns nicht mehr explizit bewusst ist. Beim Kauf etwa eines Mantels werden allerlei Rechenprozesse angestellt: Wir vergleichen Preise, setzen sie in Relation zum verfügbaren Einkommen, gleichen sie mit anderen Produkten ab, berechnen die Äquivalente in Arbeitszeit usw. Diese Funktion der Recheneinheit ändert sich als solche nie, sehr wohl aber die sie repräsentierenden Relationen. Mit ihr korreliert die Funktion als Wertaufbewahrungsmittel, als solches ist es mehr oder minder großen Schwankungen unterworfen. Diese Volatilität

Alois Halbmayr

Dr. theol., seit 2008 ao. Universitätsprofessor für Dogmatik am Fachbereich Systematische Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Salzburg.

treibt Menschen immer wieder um und löst Ängste aus: Woher weiß ich, dass das Geld, das beispielsweise auf einem Sparbuch liegt, in fünf Jahren auch noch seinen Wert hat? Können nicht Inflation und Bankenzusammenbrüche all mein Ersparnis vernichten? Die Geschichte kennt genügend Beispiele, wie Staatsbankrotte, Hyperinflation, Bankencrashes und schlicht auch Betrug unzählige Menschen um ihr Vermögen gebracht haben. Daher versuchen Notenbanken in der Regel alles (vgl. Mario Draghis berühmtes *whatever it takes*), um eine bestimmte Geldwertstabilität zu gewährleisten und eine übermäßige Inflationsdynamik zu verhindern. Die derzeit vermehrt beobachtbare Flucht in das Betongold, welche sehr schnell zu einer Überhitzung des Immobiliensektors führen kann, ist ein Zeichen dafür, dass Menschen das Vertrauen in die Geldwertstabilität verlieren. Denn Vertrauen ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Funktionieren des Geldes überhaupt, kann von diesem selbst aber nicht hergestellt werden.

ELEMENTARE TRANSÖKONOMISCHE FUNKTIONEN DES GELDES

Vertrauen ist eine der wichtigsten Grundvoraussetzungen für das Funktionieren von Geld. Schwindet dieses oder geht es verloren (Akzeptanzverlust, Inflation, Zahlungsausfälle, Deflation etc.), hat es sich von selbst erledigt. Diese Volatilität wird noch dadurch verstärkt, insofern dem Geld im Laufe der Zeit zahlreiche *transökonomische* Funktionen zugewachsen sind. Man kann heute im Anschluss an Karl Marx durchaus von einer „Denkform“ sprechen, „in der sich die Menschen vergesellschaften“ (Brodbeck, 5). In dieser

grundlegenden Form eines gesellschaftlichen Selbstverhältnisses liegt die zentrale, weit über die ökonomische Bedeutung hinausgreifende Macht des Geldes begründet. Denn es leistet eben mehr als Tauschprozesse optimal zu steuern. Im Wesentlichen kennt Geld fünf transökonomische Funktionen bzw. Eigenschaften: (1) Geld lässt Zukunft vergegenwärtigen, insofern etwa der Kredit (*Kaufe jetzt, zahle später*) die Erfüllung eines Wunsches oder Befriedigung eines Bedürfnisses schon jetzt ermöglicht, was eigentlich erst in der Zukunft möglich wäre. Geld holt eine unsichere Zukunft in eine sichere Gegenwart. (2) Geld erhöht die Handlungsoptionen. Auch hier ein kleines Gedankenexperiment: Man gewinnt 25.000 Euro im Lotto oder bekommt sie von den Großeltern geschenkt. Und sofort wird dieses unvermutete Ereignis Nachdenkprozesse auslösen. Was tun damit? Denn es ist beachtlich, was man mit dieser erklecklichen Summe alles machen könnte, von einer Weltreise antreten übers Sparen bis zum Investment, der Möglichkeiten sind kaum Grenzen gesetzt. Der Besitz eines auch noch so bescheidenen Vermögens dehnt die Handlungsmöglichkeiten in nahezu unendliche Dimensionen aus, die allein durch die Werthaftigkeit der Geldsumme begrenzt werden. Der Kern liegt in der potentiell unendlich langen Reihe an Möglichkeiten, die einem – zumindest theoretisch – offensteht. Diese Fülle an Möglichkeiten führt zu einem unvergleichlichen Gefühl von Macht und Freiheit. Der große Theoretiker des Geldes in der modernen Kultur, Georg Simmel, bezeichnet in seiner 1900 publizierte bahnbrechende Studie *Philosophie des Geldes* dieses Phänomen als „Superadditum des Reichtums“ (Simmel 1989, 274 passim). Damit ist gemeint: In jeder bestimmten Geldsumme

steckt immer „der Wert jedes einzelnen Objekts, dessen Äquivalent sie bildet, plus dem Werte der Wahlfreiheit zwischen unbestimmt vielen derartigen Objekten – ein Plus, für das es innerhalb des Waren- oder Arbeitskreises kaum annähernde Analogien gibt“ (Simmel 1989, 268). Die tendenziell unendliche Potentialität kommt in der doppelten Semantik des Begriffs ‚Vermögen‘ zum Ausdruck. Wer (viel) Geld besitzt, hat nicht nur ein Vermögen, er/sie ist *ver-mögend*, *vermag* etwas, erweist sich als potent und mächtig. Dieser durch das Geld eröffnete und symbolisierte Handlungsspielraum wird umso größer, je mehr Dinge und Güter der Äquivalentform des Geldes eingegliedert werden können. In der Tat scheint es diesbezüglich keine natürlichen Grenzen zu geben, denn längst werden auch menschliche Werte wie Aufmerksamkeit, Zuneigung, Treue, ja sogar die Liebe selbst von diesem Strudel der Tausch- und Erwerbbarkeit erfasst. (3) Geld erhöht individuelle Unabhängigkeit und erweist sich als Schrittmacher gesellschaftlicher Freiheit. Man ist sich heute kaum mehr des radikalen Schubs innerhalb der sozialen Entwicklung bewusst, zu dem die Transformation der Tauschverhältnisse durch die Geldform geführt hat. In früheren Zeiten war es notwendig, dass Person A, die beispielsweise ein Huhn benötigte und dafür Schuhe anbieten konnte, eine Person B finden musste, bei der beides in umgekehrter Weise gegeben war. Durch das Geld als Tauschmittel zieht sich hier eine vermittelnde Ebene ein, die den direkten Tauschzusammenhang aufhebt. In einer Geldzahlung ist jegliches persönliche Moment herausdifferenziert, man gibt *etwas*, das von der inneren Beziehung weitgehend gelöst erscheint. Genau deshalb, so wieder Georg

Simmel, ist die „Ausdrückbarkeit und Ablösbarkeit der Leistungen durch Geld von jeher als ein Mittel und Rückhalt der persönlichen Freiheit empfunden worden“ (Simmel 1992, 184). (4) Hinzu kommt ein nivellierendes und egalitäres Moment. An einem Geldschein haftet keinerlei persönlicher Bezug, weil an ihm sämtliche Informationen jenseits seines quantitativen Wertes herausdifferenziert sind. Ob das Geld hart erarbeitet oder geerbt wurde, ob es spekulativ gewonnen oder aus einem Bankraub stammt – jegliche spezifischen Informationen jenseits seines quantitativen Wertes sind gelöscht. Umgekehrt bedeutet das, dass Geld zunächst keinerlei Ansehen der Person kennt. Ein Kilogramm Brot kostet für alle das Gleiche, ob ein Mensch arm oder reich ist, spielt hier keine Rolle. Simmel bezeichnet diese Eigenschaft treffend als „Charakterlosigkeit“ (Simmel 1992, 180). (5) Schließlich erweist sich Geld als eine kaum versiegende Quelle des Glücks und als ein verlässlicher Indikator von Zufriedenheit. Zahlreiche empirische Studien belegen diesen intrinsischen Zusammenhang, der zwar regelmäßig bestritten wird, sich aber kaum widerlegen lässt. Höhere Einkommen und Vermögen korrelieren mit besserer Gesundheit, größerer Chancengleichheit und breiterer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben. Freilich gibt es hier Sättigungsgrade, also Grenzen, ab denen Einkommen und glückliches Leben nicht mehr korrelieren, sondern in ihr Gegenteil umschlagen. Wo diese Grenze liegt, ist in der Forschung umstritten und hängt sehr stark von kulturellen Variablen, persönlichen Präferenzen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ab (vgl. Schröder, 77–118).

GELD ALS NEUER GOTT?

Weil Geld in der entfalteten Moderne so vieles leistet, weil es Autonomie und Freiheit ermöglicht und die individuellen Handlungsspielräume entscheidend erweitert, erscheint es vielfach als der neue Gott unserer Zeit. Man muss es sich nüchtern eingestehen: Geld kann heute, was früher Gott konnte – und das vielfach besser. Geld gelingt es auf herausragende Weise, die Kontingenz des Lebens verlässlich zu bearbeiten bzw. nachhaltig abzusichern. Der medizinische Fortschritt und ein engmaschig geknüpftes sozialstaatliches Netz lösten das Hoffen auf Gottes Hilfe in existenziellen Nöten weitgehend ab. Niemand muss sich heute mehr der Vorsehung Gottes anvertrauen, um im Alter adäquat gepflegt werden zu können, hierfür sorgen Versicherungssysteme. Geld rettet aus allerlei Not, es wird universal akzeptiert, regelt Zugehörigkeit, stiftet Sinn und überwindet Grenzen. Wer Geld hat, kann sich sprichwörtlich alles leisten. „Sich alles leisten zu können“ ist die neue Definition von Allmacht. Wer sein Geld in einer frei konvertierbaren Währung anlegt, kann damit überall hin. Man kann dem Geld weitgehend dieselben Attribute zuschreiben wie Gott: allmächtig, ewig, grenzenlos, universal gültig. Weil Geld so viel kann, ist es zum neuen Leitmedium der Moderne geworden, das die alte Leitwährung Gott abgelöst bzw. ersetzt hat. Aus dem „Vergelt's Gott“ in der katholischen Messe ist das ‚Vergott's Geld‘ in den endlosen Messehallen geworden, der Monotheismus hat sich unter der Hand in einen ‚Moneytheismus‘ transformiert. Aufgrund all seiner herausragenden Eigenschaften wird Geld als Mittel immer wichtiger, sodass es unter der Hand zu einem reinen Selbstzweck werden kann. Auch hier gibt es

keinen natürlichen Sättigungsgrad. Wann hat man genug oder zu viel Geld? Eigentlich nie. Gerade diese unterschwellige Transformation vom Mittel zum (Selbst-)Zweck scheint nun jener Kristallisationspunkt zu sein, an dem sich eine religiöse Perspektive einspielen lässt.

IDENTITÄT IM GLAUBEN – DIFFERENZ IM OBJEKT

Im gesellschaftlichen Prozess wird zumeist verschleiert, was unabdingbare Voraussetzung für das Funktionieren des Geldes ist. Es bedient sich der gleichen Grammatik wie das religiöse Leben: Ohne Vertrauen, das heißt ohne *Glaube*, ist Geld buchstäblich wertlos, kann es nicht wirken, ist seine Macht radikal begrenzt. Gott und Geld bedienen sich der gleichen Grammatik, sie beruhen elementar auf Glauben. Ohne Glaube kein Gott, ohne Glaube aber auch kein Geld. Beide bedürfen einer Gemeinschaft, die für sie entsteht, beide basieren auf grundlegenden Überzeugungen, die von einer Community geteilt werden und sich in Adaptionsprozessen an neue Herausforderungen als lebendig erweisen müssen und ihr Funktionieren letztlich auch nur im Modus der Hoffnung gewährleisten können. Diese völlige Identität im Glaubensvollzug, in der Sprache und Grammatik ihrer Bezugsformen, führt nun, wie Thomas Ruster in seiner einschlägigen und viel diskutierten *Quaestio* gezeigt hat, zur *Verwechselbarkeit* von Gott und Geld (vgl. *Ruster*). In traditioneller scholastischer Terminologie gesprochen: Das Formalobjekt, die Art und Weise des Bezugs, die *fides qua*, ist bei Gott und Geld identisch. Die Differenz liegt allein im Materialobjekt, im Gegenstand des Glaubens, in der *fides quae*. Martin

Luther hatte genau diese Identität der Bezugsform in seiner berühmten Auslegung des ersten Gebotes im Großen Katechismus auf bis heute beeindruckende Weise zum Ausdruck gebracht, wenn er schreibt: „Woran du nun (sage ich) dein Herz hängst und [worauf du dich] verlässest, das ist eigentlich dein Gott“ (*Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche* Nr. 587.596).

AMBIVALENTER BIBLISCHER BEFUND

Wie wäre also die materiale Differenz von Gott und Geld bei aller „Ähnlichkeit im Widerstreit“ (*Dierken*, 13) adäquat zu bestimmen? Hier hilft ein Blick in die theologische Tradition nur bedingt weiter. Denn diese kennt sehr unterschiedliche Zugangsweisen (vgl. *Halbmayer*, 77–143). Die Positionen reichen von einer Hochschätzung des Geldes bis zu seiner völligen Negativierung, wobei letzte dominant geblieben ist. Die Theologieggeschichte bietet einen reichen Fundus für eine fundamentale Kritik des Geldes, deren erste Spuren sich bereits bei den vorexilischen Propheten und in diversen Gesetztestexten erkennen lassen. Auch das Neue Testament reiht sich in diese merkwürdige Ambivalenz ein. Neben der Perikope vom reichen Jüngling (vgl. *Mk* 10,17–31), der traurig weggehen musste, weil er der radikalen Forderung Jesu nicht entsprechen konnte, blieb insbesondere eine Passage aus der Bergpredigt ein tiefer Stachel in den vermeintlichen Gewissheiten des kirchlichen Selbstverständnisses, und das bis heute: „Niemand kann zwei Herren dienen; er wird entweder den einen hassen und den andern lieben oder er wird zu dem einen halten und den andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen

und dem Mammon“ (*Mt* 6,24). Die theologische Interpretation hat sich meist damit geholfen, den Fokus auf das Prädikat in diesem Vers zu legen, also auf das Dienen. Entlang dieser Interpretationslinie wird dann der Mammonismus heftig kritisiert. Kein Problem wird darin gesehen, sich genau dieser kritisierten Logik von Profit und Kapitalakkumulation zu unterwerfen, weil man das Geld eben nur *gebrauche* (uti), ihm aber nicht *diene* (servare). Mithilfe dieser sophistischen Interpretation gingen, wie ein Blick bis herauf in die jüngere Theologie- und Kirchengeschichte zeigt, eine Verteufelung des Mammonismus und eigene Geldfixierung munter einher, haben sie doch überhaupt nichts miteinander zu tun. Daher passen auf dieser Interpretationslinie Gott und Geld schon ganz gut zusammen. Nur, kann man sich selbst klarer und offensichtlicher hinters Licht führen? Gestützt wird diese Interpretationslinie durch Gleichnisse und Erzählungen, die den Reichtum loben oder zu seinem sinnvollen Gebrauch auffordern. Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten (vgl. *Mt* 25,14–30) sowie vom unehrlichen Verwalter (vgl. *Lk* 16,1–9) sind nur zwei Beispiele einer korrigierenden bzw. ausgleichenden Perspektive auf die geldkritischen Passagen der Bibel. Das Zinsverbot, das lehramtlich erst im 19. Jahrhundert von Papst Pius VIII. (1830) abgeschafft wurde, war eine letzte sichtbare Erinnerung an die geldkritischen Stränge der eigenen Überlieferung.

IN DER VERWECHSELBARKEIT DIE UNVERWECHSELBARKEIT HERAUSARBEITEN

Worin liegt nun angesichts der identischen grammatischen Struktur (der völlig analoge Glaube zwischen Gott und Geld), des

ambivalenten biblischen Befundes (Hochschätzung und Ablehnung) und der Pluralität der theologischen Tradition die Herausforderung für die kirchlichen Handlungsfelder heute? Dazu abschließend drei Überlegungen: (1) *Aneignung von ökonomischem Wissen und offensive Bearbeitung des Spannungsfelds von Gott und Geld*. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat in seinem mittlerweile klassisch zu nennenden Text *Das Lachen der Bischöfe* gezeigt, dass die Kirche ihre ökonomische Funktionsweise genau dadurch sicherstellt, dass sie diese symbolisch negiert. Als ein religiöses Unternehmen besitze die Kirche zwei Wahrheiten, „die ökonomische Wahrheit und die religiöse Wahrheit, die jene verneint“ (Bourdieu, 232). Nicht nur würden die kirchlichen Produktionsverhältnisse nach dem Modell der Familienbeziehungen gestaltet, auch die Abhängigkeiten und Ausbeutungsmechanismen würden verschleiert, indem „praktisch wie symbolisch ständig an der Euphemisierung der sozialen Beziehungen“ (Bourdieu, 235) gearbeitet werde: „Wir sitzen alle im gleichen Boot“, „Unser Engagement fußt auf Berufung“, „Wir erfüllen einen Dienst und keine Arbeit“. Die Bewirtschaftung der symbolischen religiösen Güter funktioniert nur mittels „der Verdrängung oder Zensur des ökonomischen Interesses“ (Bourdieu, 240). Gegen all diese Verschleierungstendenzen helfen nur eine klare Sprache, die offene Artikulation der Interessen und eine größtmögliche Transparenz in finanziellen Dingen, die nicht nur an die Kirchenzentralen, sondern auch an die Gemeinden und Einrichtungen vor Ort große Herausforderungen stellen. Da wie dort gibt es noch viel Luft nach oben. An welchen Stellschrauben hier dringend zu drehen wäre, zeigt die Studie von Bernhard Emunds und

Stephan Goertz, die auch konkrete Impulse liefert, wie ein ethisch verantwortbare Vermögensbewirtschaftung heute aussehen könnte (vgl. *Emunds/Goertz*, bes. Kapitel 3).

(2) *Kontinuierliche Arbeit am christlichen Gottesverständnis*. Das ist für Gemeinden der wohl wichtigste Ansatzpunkt. Denn aus einer theologischen und religiösen Perspektive ginge es hier primär darum, die materiale Differenz der formal identischen Bezugsgrößen des Glaubens, also die Verwechselbarkeit von Gott und Geld so zu bearbeiten, dass darin die *Unersetzbarkeit* Gottes, die ganz andere Dynamik und Wertigkeit sowie seine *Unverwechselbarkeit* sichtbar werden. Dann stellen sich Fragen, ob deutlich sichtbar und auch exemplarisch erfahrbar wird, in welcher Weise die Wirklichkeit ‚Gott‘ für Vertrauen, Gerechtigkeit, Teilen, Solidarität, ein Genug für alle steht. Kann plausibilisiert werden, dass sich diese Werte letztlich nicht in die monetäre Münze wechseln lassen? Auch wenn uns die kulturindustrielle Ausbeutungsmaschinerie unentwegt verkündet: Nähe, Freundschaft, Liebe, Gesundheit, Zuwendung, Anerkennung, Vertrauen ins Leben – sie alle lassen sich nicht aneignen bzw. kaufen, auch wenn eine solide monetäre Basis ihr Gelingen erleichtert. Letztlich bleiben diese Werte und Erfahrungen ein Geschenk, etwas, das man um nichts in der Welt aufwiegen kann. Theologisch bestünde deshalb eine vordringliche Aufgabe genau darin, bei aller Identität der Struktur immer wieder die Differenz der Bezugsgrößen zu betonen. Früher nannte man dieses Unterfangen Götzenkritik, was nichts Anderes bedeutete, als die selbstgemachten und selbsternannten ‚Götter‘, heißen sie Macht, Geld, Besitz oder Ruhm, schlicht daraufhin zu befragen, ob sie die von sich behaupteten Versprechungen

und die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen können. Das heißt umgekehrt, dass kirchlich konsequent herauszuarbeiten wäre, worin der ‚Mehrwert‘ eines Glaubens an den Gott Jesu liegt, welchen Unterschied es macht, woran Menschen ihr Herz hängen, worauf sie ihre Hoffnung setzen und in welchen Momenten diese Differenz zumindest ansatzweise in den kirchlichen Handlungsvollzügen sichtbar wird. Diese Differenz wird sich primär in der Praxis zeigen, dem eigentlichen Bewährungsfeld des Glaubens, wie Papst Franziskus in seiner jüngsten Enzyklika *Fratelli tutti* (2020) neuerlich betont hat.

(3) *Entwicklung ökonomie- und tauschfreier Räume.* Auch hier richtet sich die Frage zunächst wieder nach innen: Können wir ausreichend ökonomiefreie Räume schaffen, in denen die *Anökonomie* Gottes sichtbar wird, wonach also ein Mensch um seiner selbst willen zählt, ganz unabhängig von seiner Leistungsfähigkeit Wert hat? Schaffen wir Orte und Zeiten, Rituale und Oasen, die (zumindest weitgehend) frei sind von jeglicher Tauschlogik und Verrechenbarkeit? An dieser Stelle sei an eine wichtige Unterscheidung aus Immanuel Kants *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* erinnert. Kant, der die ökonomische Entwicklung in seiner Heimatstadt Königsberg aufmerksam verfolgte, war beunruhigt von den expandierenden Formen des Äquivalenztausches, in die hinein auch das menschliche Leben als solches einbezogen werden konnte: „Im Reich der Zwecke hat alles entweder einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als Äquivalent, gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstattet, das hat eine Würde“ (Kant, BA 77). Es bleibt also bis heute eine entscheidende

Aufgabe kirchlicher Praxis, diese Würde zu verteidigen und gegen alle Versuche der Äquivalentierung bzw. Aufrechnung, von welcher Seite sie auch kommen mögen, anzukämpfen. Das geht am besten durch überzeugende, reflexive und selbstkritische Praxis. Nur durch konsequente Reflexion und gelebte Praxis kann die Verwechselbarkeit von Gott und Geld aufgelöst werden.

LITERATUR

- Amt der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (Hg.),** Unser Glaube. Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, Gütersloh 1986.
- Bourdieu, Pierre,** Das Lachen der Bischöfe, in: Schultheis, Franz/Egger, Stephan (Hg.), Pierre Bourdieu. Religion [Schriften zur Kultursoziologie 5], Konstanz 2009, 231–242.
- Brodbeck, Karl-Heinz,** Das Geld, die Null und das Subjekt der Moderne, in: polylog 23 (2010), 5–15; vgl. dazu auch: Ders., Die Herrschaft des Geldes. Geschichte und Systematik, Darmstadt 2009.
- Dierken, Jörg,** Gott und Geld. Ähnlichkeit im Widerstreit, Tübingen 2017.
- Ebner, Martin,** Gott und Geld [Jahrbuch für Biblische Theologie 21], Neukirchen-Vluyn 2006.
- Emunds, Bernhard,** Kritik der theologischen Geldkritik, in: Becka, Michelle u. a. (Hg.), Sozialethik als Kritik [Ethik und Gesellschaft 1], Baden-Baden 2020, 241–285.
- Emunds, Bernhard/Goertz, Stephan,** Kirchliches Vermögen unter christlichem Anspruch [Katholizismus im Umbruch 11], Freiburg i. Br. 2020.
- Halbmayer, Alois,** Gott und Geld in Wechselwirkung. Zur Relativität der Gottesrede, Paderborn 2009.
- Kant, Immanuel,** Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Suhrkamp Studienausgabe, hg. von Horn, Christoph u. a., Frankfurt a. M. 2007.
- Péguy, Charles,** Das Geld, Berlin 2017 [1913].
- Ruster, Thomas,** Der verwechselbare Gott. Theologie nach der Entflechtung von Christentum und Religion [Quaestiones disputatae 181], Freiburg i. Br. 2004.
- Schröder, Martin,** Wann sind wir wirklich zufrieden? Überraschende Erkenntnisse zu Arbeit, Liebe, Kindern, Geld, München 2020.
- Simmel, Georg,** Philosophie des Geldes, Frankfurt a. M. 1989 [1900].
- Simmel, Georg,** Das Geld in der modernen Kultur, in: Ders., Gesamtausgabe 5. Aufsätze und Abhandlungen 1894–1900, hg. von Dahme, Heinz-Jürgen/Frisby, David P., Frankfurt a. M. 1992, 178–196.